

Tory-Radikalismus oder konservativer Liberalismus?

Was Politiker von Margaret Thatcher und Edmund Burke lernen können

MATTHIAS OPPERMANN

Geboren 1974 in Auetal-Rehren, Akademischer Mitarbeiter an der Professur für Neuere Geschichte I (19./20. Jahrhundert) der Universität Potsdam.

Charles Moore: Margaret Thatcher. The Authorized Biography. Volume One: Not For Turning, Verlag Allen Lane, London 2013, 20,95 Euro.

Jesse Norman: Edmund Burke. Philosopher, Politician, Prophet, Verlag William Collins, London 2013, 325 Seiten, 23,30 Euro.

„Das ist Charles Moore. Er unterstützt uns *manchmal*.“ Mit diesen Worten stellte Margaret Thatcher ihren offiziellen Biografen einem ausländischen Gast vor. Sie hatte ihn nicht nach dem Kriterium sklavischer Loyalität ausgewählt. Als sie sich 1997 mit der Bitte, ihre autorisierte Biografie zu verfassen, an Moore wandte, hatte er noch nichts getan, um diese Ehre zu verdienen – jedenfalls nichts, was nicht für eine Reihe anderer konservativer Journalisten ebenfalls galt. Seit 1983 kommentierte er ihre Politik zunächst als Redakteur, dann als Chefredakteur des Magazins

Spectator, ohne dass ihn seine politische Haltung von Kritik an der Premierministerin abgehalten hätte. Sie wählte ihn, weil sie glaubte, ihm vertrauen zu können; weil sie ihn für fähig und willens hielt, ein differenziertes Porträt ihrer Person zu zeichnen. Nur eine Bedingung stellte sie ihm: die Biographie dürfe nicht zu ihren Lebzeiten erscheinen. Der erste Band, der am 23. April 2013 erschienen ist und die Zeit bis 1982 abdeckt, zeigt, dass Thatcher sich nicht in Moore geirrt hat.

Es ist ihm gelungen, das lebendige Bild einer entschlossenen, aber in vielem widersprüchlichen Politikerin zu zeichnen, deren Verdienste untrennbar mit ihren Fehlern verbunden waren. Er führt vor Augen, wie ihr jugendlicher Ehrgeiz sie mit einem Stipendium nach Oxford brachte und wie die methodistische Strenge des Vaters sie zu Höchstleistungen trieb. Aber Moore lässt auch nicht aus, dass sie für ihr persönliches Umfeld belastend sein konnte, indem sie polarisierte und andere erschöpfte. 1964 setzte sich ihr Mann Dennis für zwei Monate nach Südafrika ab und, so vermutet Moore, dachte dort ernsthaft über eine Scheidung nach. Wäre es so weit gekommen, hätte Großbritannien bis heute keinen weiblichen Premierminister gehabt und – was schwerer wiegt – hätte vielleicht niemals die existenzielle Krise überwunden, die es in den 1970er-Jahren niederdrückte.

DIE „KUNST DES UNMÖGLICHEN“

Es war vor allem diese Krise, die 1975 die unwahrscheinliche Führung der Konservativen Partei durch eine Frau wie Margret Thatcher überhaupt möglich

machte. Moore ist selbst ein unideologischer, traditionalistischer Konservativer und entgeht daher der Gefahr, Thatchers Regierungszeit als das Ergebnis eines stetigen Wandels der politischen Kultur anzusehen, der von den Lesern Friedrich August von Hayeks durch ausdauernde Graswurzelarbeit herbeigeführt worden sei. Vertreter dieser Interpretation, in deren Mittelpunkt Thatcher als Heldin eines radikalen Marktliberalismus steht, überschätzen nicht nur den Einfluss von Ideen auf Politiker, zumal auf konservative, sondern verkennen zudem den Grundimpuls von Thatchers politischem Handeln. Es ist richtig, dass sie Hayek schätzte, und auch Moore erwähnt ihn. Aber Thatcher war in ihrer Lektüre ebenso eklektisch, wie sie im politischen Handeln pragmatisch war. Mit einem festen Ziel vor Augen ließ sie sich nur auf Kämpfe ein, die sie gewinnen konnte. Ihr Ziel war es nicht, die naive Utopie des sogenannten klassischen Liberalismus umzusetzen, sondern – wie Moore erklärt – die Größe Großbritanniens wiederherzustellen, die durch den Verlust des Empires und den wirtschaftlichen Niedergang verloren gegangen war. Sie stand nicht in der Tradition William Gladstones, wie Hayek es gerne gehabt hätte und daher falsch verstand, sondern sie war ein radikaler Tory. Es ging ihr darum, den Werten der Mittelklasse, der sie entstammte und die sie für das Rückgrat von Staat und Gesellschaft hielt, wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Ihre „Geisteshaltung“ war mit Moores Worten „sowohl konservativ als auch revolutionär“. Und ihr Hauptbeitrag zur britischen Politik war „die Kunst des Unmöglichen“.

Damit war sie die richtige Frau zur richtigen Zeit – nicht unbedingt die richtige für alle Zeiten. Ihr Konservatismus

wich entscheidend von der Neigung zum Zentrismus ab, der die britische Konservative Partei im Allgemeinen auszeichnet. Trotzdem ist ihr Denken und Handeln nicht mit dem gleichbedeutend, was man Thatcherismus nennt. Das vergessen ihre heutigen, oft radikalisierten Anhänger in Großbritannien und anderswo ebenso gerne wie ihre linken Gegner. Wenn es um Margaret Thatcher geht, muss man genau hinsehen und zu unterscheiden wissen – das ist Charles Moore in seiner Biografie ausgesprochen gut gelungen.

LEITDENKER EDMUND BURKE

Einer, der diese Fähigkeit der genauesten Differenzierung ebenfalls besitzt, ist Jesse Norman, konservativer Intellektueller und seit den Wahlen von 2010 Mitglied des Unterhauses. Er bestreitet nicht, dass Thatchers Reformen notwendig waren, als sie 1979 ihr Amt antrat. Aber er sieht auch, dass die Befreiung der britischen Wirtschaft Hand in Hand ging mit einer Stärkung des Staates, und zwar zuungunsten der Gesellschaft, der aus Normans Sicht das Hauptaugenmerk des Konservativen gelten sollte. So hat er es 2010 in seinem Buch *The Big Society* dargelegt. Schon darin zeigte sich, wer aus seiner Sicht neben Michael Oakeshott der Leitdenker der „Big Society“ sein sollte, nämlich Edmund Burke. Ihm hat Norman sein neues Buch gewidmet, eine Mischung aus Biographie, Ideengeschichte und politischem Kommentar.

Die Stärke des Buches liegt unzweifelhaft in einer pointierten Kommentierung,

die sich freilich mit dem ideengeschichtlichen Aufriss mischt. Diese Bewertung ergibt sich aus der Sache, denn nach F. P. Locks zweibändiger Burke-Biografie kann es über Burkes Leben kaum noch etwas zu sagen geben, das Neuigkeitswert hätte. Wer sich mit Burke auskennt, kann daher den ersten Teil des Buches, der einen durchaus soliden Überblick über Burkes Lebensweg bietet, getrost überspringen und sich gleich dem zweiten Teil zuwenden, in dem das politische Denken im Mittelpunkt steht. Dort wird er auf eine Burke-Interpretation stoßen, die vor dem Hintergrund einer umfassenden Kenntnis der Forschungsliteratur einen eigenen Ansatz anbietet: Norman preist die Burke'sche politische Philosophie als Gegenmittel gegen das an, was er als „liberalen Individualismus“ bezeichnet.

WIDER DEN „LIBERALEN INDIVIDUALISMUS“

Der „liberale Individualismus“ hat aus Normans Sicht die westliche Welt in den vergangenen Jahrzehnten beherrscht, und zwar in zwei Varianten, die nur auf den ersten Blick gegensätzlich wirken, in Wirklichkeit aber wenigstens feindliche Schwestern sind, wenn nicht gar Verbündete: Auf der einen Seite ist das ein progressiver Sozialliberalismus, der das Individuum von allen gesellschaftlichen, familiären und sonstigen Bindungen frei machen will, nur um sie anschließend der Obhut eines überbordenden Sozialstaats zu überantworten. Auf der anderen Seite steht ein radikaler Wirtschaftsliberalismus, der das Individuum ebenso absolut setzt, wie der

Sozialliberalismus das Politische dem Primat – oder besser: dem Diktat – der Ökonomie unterwirft. Die Anhänger beider Varianten vergessen, so Normans Sicht, was für Burke wesentlich war: nämlich dass die Achtung des Individuums zwar der große moralische Fortschritt der liberalen Moderne ist, dass der Mensch aber gleichwohl ein *zoon politicon* bleibt, dessen Schicksal sich nur in der Gemeinschaft mit anderen Menschen erfüllt.

Der „liberale Individualismus“ ist, wie Norman meint, wesentlich für die gegenwärtige Finanzmarkt- und Haushaltskrise des Westens verantwortlich. Das Heilmittel gegen dieses Denken findet er bei Burke, der implizit eine „tiefgehende Kritik des Marktfundamentalismus“ leiste, der „gegenwärtig in den westlichen Gesellschaften vorherrscht“. Mit burkeanischem Blick betrachtet, seien Märkte nicht zu Idolen zu erheben, sondern als „Schöpfungen der Kultur“ zu betrachten, die durch „Vertrauen und Tradition“ gemäßigt würden. Tatsächlich kann der 1730 geborene Burke, der heute vor allem noch für seine 1790 erschienenen *Reflections on the Revolution in France* bekannt ist, daran erinnern, dass weder der Primat des Staates noch der des Marktes dem Wesen des Menschen gerecht wird. Wichtiger als Staat und Markt war für Burke die Gesellschaft als eine Gemeinschaft starker, aber auf vielfältige Weise gebundener Individuen. Persönliche Freiheit bedeutete stets geregelte Freiheit; radikale Veränderungen oder „Innovationen“ lehnte er ab. Leitfaden des Politikers sollten Klugheit und Mäßigung sein, behutsame Anpassung an den immanenten Wandel der Gesellschaft.

VATER DES KONSERVATISMUS?

Norman verdeutlicht diesen entscheidenden Aspekt, und es ist sein großes Verdienst, die Burke'sche politische Philosophie für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Weniger überzeugend ist dagegen, dass er Burke ohne Einschränkung als Konservativen bezeichnet. Die Ansicht, Burke sei der „Vater des Konservatismus“, ist seit den 1950er-Jahren, ausgehend von einer bestimmten Strömung der Burke-Forschung in den Vereinigten Staaten, popularisiert worden. Diese „New Conservatives“ fassten den Konservatismus als eine fest umrissene Ideologie auf. Norman tut das nicht. Für ihn ist Konservatismus eine Disposition. Burke ist aus seiner Sicht der erste und wichtigste Denker, der diese Disposition in den Dienst der Bewahrung des liberalen Systems stellte. Das trifft es. Zudem vermeidet Norman, anders als andere Konservative, Burke nachträglich zu einem Tory zu machen. Burke war ein *Whig* – ein *Whig* mit einer konservativen Disposition. Norman spricht von den Tory- und *Whig*-Elementen des englischen Konservatismus, ist aber als Burkeaner eigentlich nur an der konservativen Seite des *Whig*-Liberalismus interessiert.

Dass er Burke trotzdem, den „New Conservatives“ ähnlich, als den „ersten Konservativen“ bezeichnet, hat mit dem parteipolitischen Gegensatz von Konservativen und Liberalen zu tun, wie er sich in Großbritannien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts manifestierte. Aufgrund dieses Gegensatzes und vor allem, weil er selbst Mitglied und Abgeordneter der Konservativen Partei ist, kann Norman das

Offensichtliche nicht sagen: dass Burkes Konservatismus nichts anderes ist als ein konservativer Liberalismus. Das ist bedauerlich, denn dadurch vergibt Norman die Chance, noch deutlicher zu machen, dass sich das Wesen des Liberalismus nicht in seinen heute vorherrschenden libertär-individualistischen Spielarten erschöpft. Es gibt eine Art des Liberalismus, die man diesen entgegenhalten kann. Zumindest zwischen den Zeilen macht Norman das deutlich, denn statt von „liberalem Individualismus“ spricht er auch von „extremem Liberalismus“. Wenn es einen extremen Liberalismus gibt, muss es auch einen gemäßigten, also konservativen, geben.

THATCHER UND BURKE

Dieser burkeanische Liberalismus hat die britische Konservative Partei wesentlich geprägt, selbst wenn dies nicht immer alle Konservativen anerkennen wollten. Margaret Thatcher, die neben vielen anderen Denkern auch Burke gelegentlich zitierte, scheint mit dieser Tradition gebrochen zu haben – zumindest mehr als andere, die, wie Benjamin Disraeli oder Lord Salisbury, nur vorgaben, eine andere Art des Konservatismus oder Toryismus zu repräsentieren.

Nimmt man die Biographien von Moore und Norman beide zur Hand, drängt sich deshalb die Frage auf, welche Haltung angemessener für eine heutige Partei der rechten Mitte ist: Tory-Radikalismus oder konservativer Liberalismus. Die Antwort darauf fällt nicht schwer: Es hängt von den Umständen ab. Aber wer das sagt, hat sich schon als Burkeaner offenbart.

Ein wenig burkeanischer Liberalismus, ein wenig Mäßigung und Klugheit stecken übrigens auch in Margaret Thatcher. Sie hätte zugegeben, dass in ruhigen Zeiten Burkes konservativer Liberalismus – das Ideal, die liberale Gesellschaft durch eine vorsichtige Gestaltung ihres immanenten Wandels zu erhalten – die beste Art des Regierens sei. Aber sie hätte ebenso darauf hingewiesen, dass der konservative Liberale den Mut brauche, seine Zurückhaltung aufzugeben, wenn das liberale System zu seiner eigenen Karikatur zu werden drohe. Wie hätte Burke dem nicht zustimmen sollen? So weit waren Thatcher und Burke am Ende also gar nicht voneinander entfernt. Sie wussten, dass alles seine Zeit hat. Und dass ein Staatsmann ist, wer erkennt, was seine Zeit ihm abverlangt.